

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 3

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zug nach der Stadt.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Drittes Kapitel.

Hertha hatte das Fenster geöffnet, um die Morgensonne einzulassen. Auf einigen Blättern des wilden Weins, der sich durch das Geäst des Spalierobstes und mit diesem zusammen an der Hauswand emporgerankt hatte, glänzten noch die Tautropfen der Herbstnacht. Das Mädchen bog die müde Kante, die den Halt verloren hatte und in das Fenster hineinhing, sorglich bei Seite, und trat dann in das Zimmer zurück. Ihre Hefte lagen auf dem Tisch neben den Handschuhen des Vaters und der Zigaretentasche Fritzens. Die Stuhluhr auf der Kommode schlug eifertig mit einem hellen, atemlosen Stimmchen neun Uhr. Und gleich darauf knackten die alten, rissigen Dielen, auf die die warme Sonne schien. Da öffnete Bernhard die Thüre.

„Hertha, bist du noch da? Ah, schon im Hut. Ich wollte dich eigentlich was fragen. Wir sind doch allein?“

Er war eingetreten und hatte die Thüre hinter sich geschlossen.

„Ja, wir sind allein, unser Offizierskorps ist ausgegangen. Und ich hab' schon noch ein bißchen Zeit. Was willst du denn?“

Ein blaßes Lächeln war flüchtig über ihr Gesicht geglitten, aber sie blickte zerstreut. Bernhard ging einige Male im Zimmer auf und ab, zupfte an der verblichene Tischdecke und ließ die Augen über die Bilder an den Wänden schweifen. Vor dem Bilde der deutschen Kaiserfamilie, auf dem vier Generationen der Hohenzollern vereinigt sind, blieb er stehen, betrachtete es, als sähe er es zum ersten Mal, und drehte sich darauf hastig um. Er stand nun dicht vor der Schwester.

„Also morgen reißt Fritz wieder ab?“

„Ja, morgen,“ erwiderte sie leise.

„Und — Schulden, Liaison oder sonst was? Hat er dir etwas anvertraut?“ fragte er hastig.

„Mir, nein,“ entgegnete sie und sah ihn fragend an.

„Mir auch nicht und Papa offenbar noch weniger, denn der hätte nicht hinter dem Berg gehalten mit der Sache. — Meinst du, Fritz habe thatächlich reinen Tisch gemacht?“

Hertha zuckte mit den Achseln.

„Keinen Tisch, das wohl, aber er ist so forciert lustig, wo waren doch die Manöver, Bernd!“

„Die Manöver?“ fragte er erstaunt. „Im Nassauischen an der Bahn und nach Kassel zu. Wie kommst du darauf?“

„Er erzählte doch vorgestern von Gms, wo er sich recht niedlich gemacht habe, und da fragte Papa, ob viel Leben dort sei. Erinnerst du dich? Da begann Fritz zu medifizieren, bis er auf einmal abbrach und verstimmt schien.“

„Und weiter, Herrchen?“

„Nichts weiter. Es fiel mir nur auf.“

Bernhard lachte.

„Schwache Indizien, Hertha. Wir trauen unserm Leutnant diesmal vielleicht zu wenig. Es kann am Ende doch sein, daß er solide geworden ist. War ihm doch ein harter Schlag, als Papa pensioniert wurde.“

„Ja, ja, erwiderte das Mädchen seufzend und ergriff die Kollegienhefte, „nach Papa traf es ihn am schwersten, vielleicht zu seinem Besten. Wenn nur alles stimmt und das Restchen Kapital nicht wieder angegriffen werden muß.“

„Von Dar-es-Salaam wird er wohl schwerlich Brandbriefe schreiben, Liebchen. Und wir machen ja keine Schulden, Mustermenschen, Philister.“

Hertha hörte die Selbstverspottung ruhig an, aber als sie sich zum Gehen wandte, sagte sie ernst:

„Das kleidet dich nicht, Bernd.“

Sie war nahe an die Thüre getreten und setzte nach einem Augenblick aufmerksamen Lauschens hinzu:

„Ich glaube, da kommt unser Geistchen.“

Bei den letzten Worten hatte sie die Thüre geöffnet, prallte aber überrascht zurück.

„Sie sind's, Herr Maksimow! Bitte treten Sie ein.“

Und nun erging es ihr wie Bernhard, sie mußte lachen, denn der blaße, große Mensch mit den im Zwielicht funkelnden Brillengläsern und dem wirr in die hohe Stirn hängenden schwarzen Haar gleich so gar nicht dem ‚Geistchen‘, das sie vor der Thüre zu finden vermeint hatte.

Ihr ernstes Antlitz wurde wie von einer innern Sonne erhellt, als sie lachte, und die rote Welle des Blutes übergieß es mit einem Schein kindlicher Anmut.

Maksimow heftete seine stillen Augen auf sie und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Endlich sprach er langsam und mühsam die Worte bildend:

„Ich habe Sie erschreckt. Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein. Sie haben gerufen ein Geistchen, aber sie kommen nicht immer, wenn man ruft.“

„Unser Geiſtchen kommt,“ erwiderte Hertha, die noch immer lächelnd vor ihm ſtand, und machte eine einladende Bewegung mit der Hand.

„Aber bitte, Sie wollten gewiß zu meinem Bruder. Ich muß eilen. Damit Sie ſich aber nicht eine Elſe vorſtellen unter unſerem Geiſtchen, ſo will ich Ihnen noch ſagen, daß es ein altes Frauchen iſt, dem das Haus gehört, in dem wir wohnen.“

Jetzt ſtand Maſſimow im Zimmer, und Hertha hatte ſeinen Platz auf der Schwelle eingenommen. Er ſah ſo blaß aus, ſein krauſer, ſchwarzer Bart, der an den ſchmalen Wangen hinablief und das ſcharfumriſſene Kinn umgab, ließ die Haut ſo weiß hindurchſchimmern, daß Hertha erſchrak. Um ſeine vollen Lippen lag ein ſchmerzlicher Zug, der war ihr nie ſo ſtark aufgefallen, wie heute. Mit ſeiner leiſen, verſchleierten Stimme fuhr er fort:

„Es iſt auch ſo schön; ein altes Frauchen kann auch ſein ein gutes Geiſtchen.“

Er wollte ihr die Hand reichen zum Abſchied, aber als die Sonne darauf fiel, zog er ſie ſcheu zurück, denn die Chemikalien, mit denen er in der Frühe experimentiert hatte, brannten als bräunliche und violette Flecken auf ſeiner Haut. Er zwang ſeine ſchlaffe, leicht geneigte Geſtalt zu einem Bückling und murmelte:

„Leben Sie wohl.“

Hertha entfernte ſich.

„Wollen Sie auf meine Bude kommen, Maſſimow?“ fragte Bernhard.

„Ach nein, laſſen Sie nur, ich habe Sie wollen abholen. Ein ſehr interessantes Experiment. Kupfer verflüchtigen. Sie kommen doch mit ins Laboratorium?“

Der Ruſſe war zerſtreut. Bernd lächelte.

„Natürlich, ich bin bereit. Thun Sie mir nur nicht zu viel Knallqueckſilbern! Sie wiſſen doch, das explodiert leicht.“

Maſſimow ſchlug die Augen auf, die unter den breiten, ſchweren Lidern tiefdunkel aufleuchteten.

„Ich verſtehe nicht. Wie meinen Sie das?“

Bernhard ſah ihn einen Augenblick forſchend an, aber das Geſicht des Ruſſen war unbewegt, leiſe nur ſchob ſich die zarte, blaſſe Haut über den ſtarken Backenknochen nach oben und dann erſchien ein ausdrucksloſes Lächeln in ſeinen Mundwinkeln, das ſogleich wieder verging. Da fragte Bernd plötzlich:

„Wie alt, glauben Sie wohl, daß meine Schwelter ſei?“

„Ihre Schwelter, Fräulein...?“ verſetzte Maſſimow erſtaunt. Seine Lider ſanken, er drückte den kleinen, weichen Filzhut in der Hand zuſammen, und Bernd ſah, wie er ſich abwandte, um der Sonne auszuweichen.

„Ich will es Ihnen ſagen, fünfundzwanzig Jahre iſt Hertha alt, ein Jahr älter als Sie. Ein altes

Mädchen, ſo eine Offizierſtochter, die mit dem Vater um die Ecke gegangen iſt.“

Maſſimow hob lebhaft den Kopf und rief:

„Was nennen Sie ‚um die Ecke‘, Hoyer? Um die Ecke in das freie Feld, das iſt ein ſchöner Weg, und wenn man überhaupt leben will, ſo muß man den gehen. An einen Zaun, an eine Mauer, wo auch dieſer Weg ein Ende hat, kommt man freilich doch wieder. Aber man iſt doch gegangen.“

„Das iſt ſehr hübſch, Verehrter, aber glauben Sie mir, dieſes Gehen iſt nur eine Flucht, ein Ausreißen vor dem Sitzenbleiben.“

Bernhard rief es über die Schulter, während er ſich vor dem Spiegel die Krawatte band. Maſſimow war wieder ſcheu und ſtill geworden und erwiderte leiſe:

„Ich weiß, man ſagt ſitzenbleiben, wenn ein Mädchen keine Heirat machen kann. Aber ein Beruf iſt doch ſchöner, wenn man überhaupt die Hand anlegen will.“

Hoyer drehte ſich um:

„Na, da haben wir ja wieder Ihr ‚Wenn überhaupt‘, Sie Beſtimist und Nirwanaverehrer! — Legen Sie einer Frau ein Kind in den Schoß, und der höchſte Beruf iſt gefunden. Sie brauchen nicht zu lächeln, Maſſimow, das iſt keine deutſche Sentimentalität, das hält noch — Gott ſei Dank — und nun kommen Sie zu Ihrem Kupferoxydhydrat oder was Sie ſonſt brauen!“

Ein leichter Windzug trieb ein purpurnes Blatt vom Spalier in das Zimmer, als Bernd die Thüre öffnete. Auf der weißen Treppe begegnete ihnen eine alte Frau, feingliederig und gebückt, mit einem verträumten Blick. Vor Maſſimow blieb ſie ſtehen und ſtarrte ihn eine Zeit lang an. Bei Bernhards Gruß ſchrak ſie auf, lächelte befangen, wie ein Mädchen und flüſterte: „Fräulein Hertha iſt nicht zu Hauſe, ich weiß, ich weiß. Ich fühle Sie nicht.“ Und ſcheu von Maſſimow wegtretend, fügte ſie hinzu: „Ich ſeh’ einen Schatten über ihm.“

Sie hatte den Blick immer noch auf den Ruſſen geheftet, der, die Hand auf das Geländer geſtützt, im Zwieliht ſchneeblaß erſchien. Er nahm die Brille ab und fuhr ſich mit den Fingern über die Augen, und da er das Geländer vorſchnell losgelassen, verlor er beinahe das Gleichgewicht.

„Ein Schatten iſt über ihm,“ wiederholte ſie und huſchte mit leiſen Tritten die Treppe hinauf.

Bernhard aber that, als habe er ihr nichts Seltsames angemerkt und rief ihr nach:

„Es iſt niemand zu Hauſe, Jungfer Uſteri, hüten Sie gut!“

Im Hausflur ſetzte Maſſimow die Brille wieder auf und fragte:



Künstler-Preiswettbewerb der „Schweiz“: II. Welche der vier Mohnblumen ist von Pfendtsack, Strzel, Hardmeyer und Meyer-Gaffel?



Künstler-Preisrätzel der „Schweiz“: III. Welches der vier Studentköpfchen ist von Meyer-Gassel, Pfendtsch, Sirzel und Garmeyer?

„Wer war das?“

„Das Geißchen, ich dachte, Sie hätten es erraten,“ antwortete Hoyer. Und als Bernd im Sonnenlicht, auf der Straße das ernste Gesicht des Russen gewahr wurde, fuhr er fort:

„Sie scheinen aus der Fassung gebracht zu sein? Ei, Sie starker Geist, das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt.“

Der leichte, harmlose Spott traf Maximow nicht. Er blieb ruhig und ernst und entgegnete mit ver-schleierter, müder Stimme:

„Wer sagt Ihnen, daß ich ein starker Geist bin?“

Bernhard wußte nicht, was er erwidern sollte. Eine Zeit lang gingen sie stumm ihres Weges.

Bernhards Blicke schweiften über das Dächermeer der Stadt, das er von der Sonneggstraße überschauen konnte. Drüben, jenseits der Altstadt, dehnten sich neue Stadtteile, waren Straßen auf Straßen wie junge Triebe aufgeschossen. Der Uliberg stand wie ein Wächter ob der Stadt. Und jetzt blitzte Bernd der See ins Auge, seine Ufer lagen vor ihm, weit entfernt zwar, aber so sanft hingebettet, so sonnig überglänzt, daß er sich ihnen nahe, ganz nahe fühlte.

Da wallte es mächtig in ihm auf, und auf einmal faßte er kräftig Maximows Arm und zwang ihn, stehen zu bleiben. Sie standen an dem Gartenhag der kleinen Bierbrauerei, die in Obstbäumen halbversteckt lag.

„Sehen Sie nur, wie wundervoll dieses Zürich daliegt, zwischen Bergen, an den See geschmiegt, und wie alles wächst und wird!“

Maximow blickte gleichgültig auf das Landschaftsbild. In der Ferne erscholl die Klingel der elektrischen Straßenbahn, die von der Höhe der Universitätsstraße herabkam. Nach einer Weile sagte der Russe ruhig:

„Was kümmert uns die Stadt!“

Und er machte eine Bewegung, als wollte er die Stadt, wie sie dalag, weit von sich wegchieben. Ehe aber Bernhard gegen diesen Ausspruch Verwahrung einlegen konnte, fuhr er fort:

„Sagen Sie mir, was ist mit der Frau? Sie haben sie ‚Geißchen‘ genannt.“

„Ach, das läßt Ihnen keine Ruhe. Nun, um es kurz zu machen, sie ist Swedenborgs Lehren hold. Sie wissen doch, der Geisterseher, der mit Engeln und Teufeln verkehrt hat. Mehr weiß ich selbst nicht von ihm. Und Hertha nannte sie das Geißchen. Lassen Sie sie prophezeien, das sind so seltsame Gesichte von ihr. Auch meine Schwester ist von ihr schon doppelt gesehen worden. Sie behauptet, sie habe sie schon vor langen Jahren gekannt.“

Sie waren langsam weitergegangen. An der Ecke der Universitätsstraße blickte Maximow sich noch einmal

um, als erwartete er jemand hinter sich zu sehen, dann überschritt er hastig die Schienengeleise. Er stieß ein paar Worte heraus, es war Russisch.

„Was ist Ihnen, Dmitri?“ fragte Bernhard in warmem Ton. Das eigentümliche Wesen des Genossen, neben dem er seit Wochen arbeitete, und dessen Wissen er so hoch schätzte, begann ihm aufzufallen.

„Ein Schatten über mir, ich verstehe schon, was das soll heißen. Der Schatten geht mit mir. Er ist mit mir gegangen, seit ich gelernt habe, ihn zu sehen, dort in Rußland.“

„Mir scheint, Sie glauben auch an Dinge zwischen Himmel und Erde, Maximow. Hertha hat Recht, Ihr Materialismus ist nur Furcht vor Schwärmerei.“

Als Bernhard den Eindruck wahrnahm, den der Name Herthas hervorbrachte, reute ihn seine unbedachte Bemerkung. Maximows Wangen hatten sich gerötet, er atmete schneller, und noch unter der Thüre zum Laboratorium sagte er hastig:

„Es ist eins, ob sie recht hat oder nicht. Aber sie darf nicht lachen über mich. Sie lacht auch nicht. Sie ist gut.“

Bernhard fuhr zurück. Also doch! Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: Darum kam Maximow so oft ihn abzuholen und chemische Präparate zu bringen! Wie tief den stillen, verschlossenen Menschen dies eine Wort aufgewühlt hatte, sah Bernd an dem glänzenden Blick seiner Augen und dem weichen Lächeln, das die bitteren Falten seines Mundes getilgt hatte. Über der Arbeit, unter Kolben und Retorten blieb dem Russen diese Heiterkeit des Gemütes, und zuweilen stand er vor den Dämpfen, die aus den Tiegeln aufstiegen und vergaß die blaue Flamme zu löschen, die lustig um den Apparat tanzte. Bernhard beobachtete ihn und kam selbst nicht dazu, sich zu sammeln. Jetzt quälte er sich mit Gedanken an Hertha. Ob sie wohl Kenntnis hatte von Maximows Gefühlen? Und sie selbst? Aber nein, er lächelte. Hertha Hoyer, die in der kleinen Garnison Papas mit jener stillen Verehrung umgeben worden war, die die jungen Offiziere der Majorstochter widmeten, die als arme Kirchenmaus nicht zu den heiratsfähigen Damen gehörte, Hertha Hoyer, die so ganz anders war als andere junge Mädchen, war sicherlich unbefangen und kühl gegenüber dem Slaven, der so gar nicht in den Kreis ihrer Umgebung paßte; aber so sehr Bernhard sich selbst zuredete, er konnte sich heimlicher Zweifel und Befürchtungen nicht erwehren, und er beschloß, Hertha auszuforschen. Heute noch. Da fielen ihm plötzlich die Sorgen um den Bruder, von den neuen Fragen aufgestört, wieder auf die Seele und jetzt war ihm, als müßte der Tag noch heftige Auseinandersetzungen und Erschütterungen bringen. Es

war eine Unruhe in ihm, die er nicht zu beherrschen vermochte. Er atmete auf, als der Vormittag verstrichen war, und eilte seine Sorgen nach Hause zu tragen.

An der Straßenkreuzung mußte er einen Augenblick warten. Ein Möbelwagen war auf den Trambahnschienen ins Schwanken geraten und stand nun, breit und massig den Verkehr sperrend, quer auf der Straße. Schon war ein Menschenauflauf im Entstehen, und vergebens riß der Fuhrmann die schweren Säule an den Zügeln, sie brachten den Koloß nicht vom Fleck. Bernhard umging das Hindernis. Da fiel sein Blick auf den Kutscher, der den Schaffner des Tramways grimmig ansah:

„Das kommt von den Schienen und Gleisen, mit denen ihr alle Straßen verhaßt! Da soll unsereins mit Fuhr und Koffen nebenaus fahren, bald hütscht, bald hott, damit ihr daherschlurfen könnt! Ja, was Stadt, Stadt! Ihr braucht mir nicht zu sagen, daß wir hier in der Stadt sind und nicht auf dem Land, aber so lange man die Koff' noch braucht, soll man ihnen auch einen rechten Weg frei lassen, auch in der Stadt, grad' in der Stadt.“

Bernhard blieb stehen, er hatte den frischen Menschen mit dem blonden Schnurrbart und den goldenen Ringeln in den Ohren schon irgendwo gesehen, wußte aber nicht wo.

Als nun hilfswillige Männer sich an die Räder stellten und andere die Schulter an den Wagen legten, griff ein Kontrolleur der Straßenbahn nach der Gebißkette des Handpferdes, um die Säule anzutreiben. Da fuhr der Kutscher dazwischen:

„Lasset die Koff' geh'n, die ziehen schon, wenn sie's vermögen!“

Und dann schwenkte er die Peitsche und hob die Ellbogen, als hülfte er den Pferden ziehen, sprach ihnen zu und schrie endlich:

„So, jetzt Dießi, Kohli, hopp, ab den Schienen!“

Und die Geißel knallte, die Pferde schlugen die Hufe in den stiebenden Straßentiefen, der schwere Wagenbau erzitterte, schwankte, wankte und wich und rollte, von vielstimmigem Geschrei begleitet, über die Geleise auf die glatte Straße.

Der Fuhrmann lachte, und obgleich schon die Klingeln des Bahnverkehrs schrillten und die Menschenmenge sich verließ, wandte er sich triumphierend um und rief:

„So, jetzt könnt ihr wieder abblitzen mit euren Funkenwägen!“

Das klang so lustig und übermütig, daß Bernhard, der auf dem Trottoir neben dem Möbelwagen herging, laut aufschrie. Und da kam ihm plötzlich die Erinnerung wieder. Er wußte, wo er den jungen Mann gesehen hatte. Es war am Sonntag gewesen, im Bergdorf, dort, wo er wie ein Träumender einhergeschritten war...

Morgen war wieder Sonntag. Maximow, die Schwester, die Befürchtungen, die sich an Fritz und den Vater hetzten, alles trieb durcheinander auf den Wellen seiner Gedanken. Er ging wie ein Träumender, gerade wie an jenem Abend. „Auf Wiedersehen in der Stadt“, hatte Papa ihr geboten. Ob er sie wiedersehen würde? Aber nein, nur nicht wünschen, das schadet der Erfüllung. Er wollte auch nicht nach ihr suchen. Wer weiß, ob ihn seine Phantasie nicht getäuscht! Vielleicht war sie nur damals im Kahn, wo er kaum ihr Antlitz gesehen, kaum den Ort ihrer Herkunft erfahren hatte, vielleicht war sie am Sonntag Abend auf der Höhe, im Garten und auf dem Rasengrund anmutiger und liebenswerter erschienen, als in Wirklichkeit; umgeben von der Natur war sie wohl eine andere als hier in der Stadt. Unwillkürlich blieb Bernhard stehen, es war an dem Gartenhag, wo er vor wenigen Stunden mit Maximow Rede und Antwort getauscht hatte. Aber jetzt flog sein Blick suchend und fragend über die Dächer, die sich in der Thalmulde drängten. Dann spähte er zu den Häusern hinüber, die zwischen den Obstbäumen an der Weinbergstraße sichtbar wurden. Er wußte, daß dort einige Fremdenpensionen waren. Aber er wollte ja nicht suchen und fragen, er ging hastig weiter.

Der Möbelwagen hatte ihn überholt und verschwand in der Ferne, es war ihm, als habe er einen lieben Freund aus dem Gesichte verloren, und doch kam ihm das lächerlich vor.

„Bernd,“ rief's hinter ihm.

„Du, Herrchen!“

Er fühlte sich ertappt und Hertha sah seine Befangenheit.

„Du hast deine Angstaugen,“ sagte sie lächelnd.

„Meine Angstaugen?“ fragte er und versuchte gleichfalls zu lächeln.

„Nun ja doch; solche Augen machst du immer, wenn du aufgeschreckt wirst. Das kenn' ich doch von lange her. Oder sag?“ — sie wurde ernst — „ist etwas geschehn?“

Er lachte gezwungen:

„Was soll denn geschehen sein? Wir werden nervös, seit Fritz da ist. — Fleißig gewesen?“ setzte er ablenkend hinzu.

„Ja,“ entgegnete sie kurz.

Als er nichts erwiderte, fügte sie nach einigen Schritten, die sie dicht an das Haus getragen hatten, leise hinzu:

„Fleißig Knochen studiert. Aber weißt du, Bernd, ich glaube, es taugt mir nicht.“

Die Hand auf der Klinke der Hausthüre, blieb er erschrocken stehen. Er sah ihr ins Gesicht. Das war blaß und ruhig wie immer, nur die zarten Fältchen,

die an den Augen, nach den Schläfen zu, erschienen waren, sah Bernd zum ersten mal.

„Es taugt dir nicht? Hertha, was sprichst du da? Es war doch deine freie Wahl, dein Wunsch! Du wolltest doch studieren! Du bist mißgestimmt. Bedenk' doch, das wär' ja gewissermaßen eine Katastrophe für dich!“

Er war tief erregt. Seine Hand rüttelte an dem Thürschloß.

„Komm hinauf!“ entgegnete sie ruhig, aber mit einem unsäglich müden Ton. Und als er zurücktrat, um ihr den Weg freizugeben, sah er etwas wie eine Thräne in ihren Wimpern glänzen. Da faßte er, unfähig sich zu gedulden, im Flur ihre Hand.

„Um Gottes willen, Hertha, was ist dir geschehn? So auf einmal, ich kenn' dich ja nicht mehr!“

„Auf einmal? Nein, schon lange, Bernd, ich hab' es nur nicht vor mir selber gestehen wollen. Ich wollte partout schneidig sein, aber“ —

Sie brach ab. Ein Beben lief durch ihren schlanken Leib, und ihre Hand zitterte. Sie vergaß, daß sie ihre Hefte mit der Linken an die Brust gedrückt, und als sie den Arm sinken ließ, stürzten sie raschelnd auf die Fliesen. Es hallte seltsam wider in dem niedrigen alten Hause. Sie sammelten sie auf und stiegen die Treppe hinauf. Der Tisch war gedeckt, aber Vater und Fritz noch nicht zurückgekehrt.

„Später, Bernd,“ sagte Hertha sanft, als er wieder fragte und ging still in die Küche hinaus, wo das Geißchen hauste.

Bernhard schritt rastlos im Wohnzimmer auf und ab. Im Laubwerk an der Hauswand schrieten die Sperlinge, und wenn die elektrische Bahn die Universitätsstraße hinabfuhr, die nur wenige Schritte entfernt, von der Höhe des Zürichberges herabkam und ihre Häuserreihe hinter dem alten, grün umspinnenen Haus wie eine trennende Mauer aufgestellt hatte, dann pflanzte der Boden die Erschütterung fort und ein hohles Tönen ging durch das Häuschen.

Hertha trat ein und trug die Suppenschüssel auf. „Sie kommen, Bernd!“

Bittend blickte sie ihn an, da lächelte er sanft und flüsterte, während auf der Treppe schon laute Stimmen erklangen:

„Also später, Herrchen!“

Nun versuchten sie den Ankömmlingen ein gutes Gesicht zu zeigen. Der Major erschien wie verzüngt neben seinem Sohne, und sie glichen einander auffällig, beide in Zivil den Offizier verratend, den Schnurrbart ausgezogen, mit gebräunten, festen Wangen und weißer Stirne.

Geräuschvoll traten sie ein und Geräuschvoll nahmen sie Platz. Es war ein heiteres Mahl, zu heiter fast,

wie Bernhard scheinen wollte. Die Lustigkeit dünkte ihn gemacht, als sollte nicht nur der Abschiedschmerz betäubt, sondern auch noch anderes verdeckt werden, das unausgesprochen zwischen ihnen lag und sich nicht weg-schweigen ließ. Sie sprachen über dies und das.

„Flotte Stadt, das ist ausgemessen, aber totaler Mangel an Uniformen, und das fehlt doch im Straßenbild ganz entschieden. Ist doch so 'ne Sache, ein Leutenant auf dem Asphalt.“

Der Major lachte laut auf und schenkte dem Sprecher ein. „Hier, mein Junge, von unserm alten Lothringer Rotspohn. Laßt uns antippen: der Leutenant soll leben!“ Seine Hand zitterte und die Stimme klang rauh.

Bernhard stieß mit dem Bruder an.

„Ja, Pa, unser Leutenant soll leben!“

„Na, Schwesterherz, willst du den Schutztruppenoffizier nicht auch leben lassen? Heute kommst du mir in unserm lieben Lothringer die Blume und über vier Wochen trink' ich dir in gegorener Kafferngerste Bescheid. Stoß an, Herrchen!“

Hertha rührte an sein Glas.

„Deine Gesundheit, Fritz, und auf eine glückliche Zukunft!“

„Zukunft, das ist es, 'raus aus dem alltäglichen Kommiß, aus all dem Klimbim und Gamaschendienst!“

Seine Brust dehnte sich, er hielt das purpurnerglühende Glas in die Sonne, die einen Lichtstrom zum Fenster herein über den Tisch sandte, und trank es langsam aus.

Der Major war plötzlich verstummt. Er spielte mit seiner Gabel und stieß auf einmal heftig hervor:

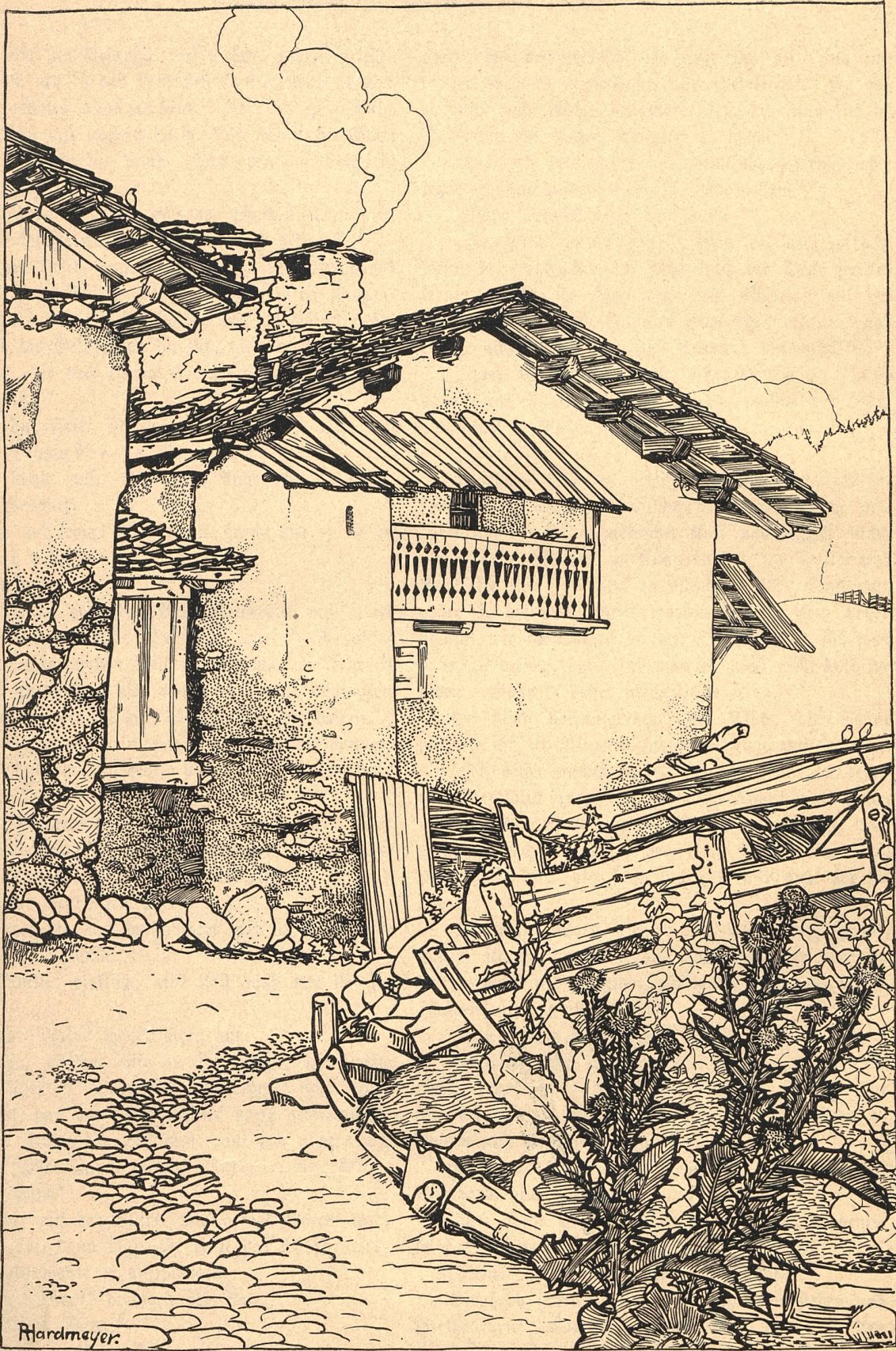
„Ja, das konnte man uns, dir und mir, doch nicht gut abschlagen. Nun kommt doch mein Junge noch ins Feld, wenn auch ich in die Rumpelkammer wandern mußte. Aber — quand-même, wie der Franzmann sagt — an die Gewehre, Kinder, der Kaiser und König!“

Er war aufgestanden, seine Gestalt hatte sich gestrafft, auch Fritz rückte sich dienstlich zusammen, und die Gläser klangen hell.

Eine weiche Stimmung rang sich durch. Als Hertha mit Hilfe der Jungfer Usteri den Tisch abgeräumt hatte, sagte der Leutenant:

„Eigentlich eine merkwürdige Bude! Ein Häuschen, so alt und hinfällig, daß es einfallen müßte, hielte es nicht der noch ältere, mächtige Birnbaum, der es von allen Seiten umspannt, in den Fugen zusammen. Und das Hausmütterchen, das hier wohnt und Herrin und Dienerin zugleich ist! Ein Gartenhäuschen, ohne Keller und Speicher, grade so steht es aus.“

„Das war es auch,“ versetzte Hertha, „es steht länger, als all die Häuser an den Straßen. Damals



Auf dem Heinzenberg (Graubünden): Haus aus Dalin.

Originalzeichnung von Robert Hardmeyer, Küsnacht.

soll hier noch ein Nebengut neben dem andern gelegen haben, und als es das Geiſtchen kaufte, war es noch ein unbewohntes Sommerhaus. Aber es ist friedlich darin zu sein und zugleich billig. Wir sind in der Stadt und doch nicht in der Stadt, hier oben am Berg, in dem Hüttchen!"

"Wer alles so hübsch von der Sonnenſeite nimmt, wie du, Schwesterchen, dem kann's nicht fehlen."

Wie auf Befehl trafen ſich Hertha's und Bernhards Blicke bei dieſen Worten des Bruders, und ein ſchmerzliches Lächeln ſlog um die Lippen des Mädchens. Da riß Bernd die Gelegenheit an ſich, die Ausſprache herbeizuführen, die doch einmal erfolgen mußte. Er wandte ſich an Fritz:

"Und du, Fritz, beichte 'mal, gehſt du leicht und ledig zur Truppe?"

Fritz lachte auf, aber ſeine Augen fuhren unſtet über die Geſichter.

"Leicht und ledig! Das iſt nett geſagt und — na, es ſtimmt auch beinahe."

"Beinahe!"

Der Major hatte das Wort wiederholt und zerrte nervös am Schnurrbarte. Bernhard warf Hertha abermals einen ſorgenvollen Blick zu und ſah, wie bedrückt ſie atmete. Auch Fritz war ernſt geworden. Eine Zeit lang blickte er vor ſich hin, dann hob er die Augen.

"Auf Ehre, nur ein paar kleine Läpperſchulden, Papa, zweihundertundſiebenzig Mark. Die Belege hab' ich zur Stelle."

"So, zweihundertundſiebenzig Mark, ſeit einem Monat, nach dem Manöver, vor dem du dich rangiert hatteſt! Wie viel war es doch im August, Hertha? hol' mir mal deinen Kalender."

"Daß nur, Pa, auf dreihundert war ich geſaßt. Es iſt ja nicht ſo ſchlimm."

Sie lächelte wirklich, eine Laſt war von ihr gefallen.

Da fuhr Major Hoyer hitzig auf:

"Na, ja, allemal biſt du die gütige, die zweite Mama! Aber es läppert ſich und läppert ſich! Von dem Kapital, das von eurer Mutter übrig geblieben iſt, bröckelt der Junge ein Stückchen nach dem andern ab, vor einem Jahre waren tauſend Mark, im August" —

"Aber Papa!"

Fritz, der auf den Sturm nicht geſaßt geweſen war, wurde erſt rot, dann blaß. Er hatte den Stuhl zurückgeſchoben, als wollte er aufspringen.

"Sitzen bleiben!" donnerte der Vater.

"Zu Befehl, Papa."

Er ſaß regungslos. Wie das ſo über ihn kam, er wußte es nicht, aber als der alte Herr ihn anlief, wie er ſo oft gethan, da fiel ihm plötzlich ſchwer aufs

Herz, daß das vielleicht das letzte Mal ſei, und eine bittere Wehmut verdrängte alle Gereiztheit. Er ſaß aufrecht und blickte den Vater feſt an, nur tief im Innern ſeiner Augen ſtimmte es feucht.

Bernhard beobachtete ihn heimlich. Hertha aber legte begütigend die Hand auf Papas Arm.

"Papa, beden' doch, heute!"

"Ja, heute, gerade heute! Was ſoll denn werden, wenn der Leutnant ſich nicht nach der Decke ſtrecken lernt! Wollt ihr denn aus dem Mädchen mit des Teufels Gewalt eine Jungfer Habenichts machen, daß es ihr nicht einmal über ihr Studium hinweghilft!"

"Aber Pa, du übertreibſt," ſiel Hertha ein, „und dann mein Studium, weißt du, das wollen wir lieber noch nicht in Rechnung ſtellen.“

"Hertha!"

Bernhard hatte es gerufen, ſie fuhr erſchreckt zuſammen und ſchwieg. Der Major aber fuhr heftig fort: „Ich bin ja ein altmodiſcher Kerl und begreif' nicht, was ſo ein ‚Mä'chen' zu ſtudieren hat, um Doktor und Apotheker ins Handwerk zu pfuſchen. Aber wenn man ſelber in die Ecke geſtellt worden iſt und ſein Leben abläuft wie die Sohlen an den Stiefeln, ohne ſich was dabei zu denken, dann hat man da nicht mehr dreinzureden. Sollen's beſſer machen, die Kinder!“

Er ſtand hochaufgerichtet am Tiſch, die Sonne blendete ihn, er blinzelte und ſeine Züge zuckten.

"Ja, beſſer machen, Fritz! Guck mich nur an, kenne den Dienſtblick noch, war ſelbſt ein leichtſinniges Huhn und bin es noch, aber Junge, Junge — er ſtockte, ſeine Stimme brach — komm' her, mein Junge, nimm dich zuſammen, halt' dich brav und geh' mir nicht vor die Hunde!"

Die letzten Worte ſtieß er wie im Krampf hervor, und er ſtreckte die Arme aus und packte den blonden, fecken Kopf ſeines Jüngſten, umklammerte ihn mit beiden Händen und riß ihn an ſich.

"Papa, mein lieber Papa!"

Sie hielten ſich unfaßt und eine Zeit lang war ein tiefes Schweigen in dem ſonnigen Raum. Dann raffte ſich der Major auf, winkte ſtumm den Kindern zu bleiben und verließ das Zimmer.

Fritz trat haſtig an das Fenſter. Da erhob ſich Bernhard, ging zu ihm hin und ſtüſterte:

"Und ſonſt iſt nichts, Fritz, keine Engagements, keine Herzensaffaire, die du mit hinüberträgst?"

"Nein!" Das klang ſchroff, abwehrend.

Bernhard ſchwieg, blieb aber neben ihm ſtehen und Hertha erriet, was ihr zu thun übrig blieb, ſie ließ die Brüder allein. Nach einer Weile kehrte Fritz dem Bruder das Geſicht zu. Es war ernſt und hatte ſcharfe Züge.

„Du kriegst es ja doch heraus, Bernd. Also wart', bis ich in Ostafrika bin, das schreibt sich vielleicht 'mal ganz hübsch aus der Entfernung. Jetzt nur soviel: es war in Gms, eine Begegnung auf der Reunion, ausgekniffen bin ich ohne Urlaub, so oft ich konnte, wenn abgeblasen wurde, und acht Tage lang hat sie mit mir gespielt. Frag' nicht weiter, eine fahrende Weltbame, die heute in Gms auftaucht, morgen in Ostende oder Unterlaken, ob Talmi oder nicht, was weiß ich. Nur schön, bethörend schön. Am achten Tag war ich geheilt.“

Er wandte sich wieder ab. Seine Nasenflügel bebten, Bernhard sah, wie er die Zähne zusammenbiß.

„Und 'was zurückgeblieben?“ fragte er ängstlich.

„Ah, bah, ein bißchen angefengt, das gibt sich wieder. Dafür ist Dar-es-Salaam und die Wildnis Arznei. Gott sei Dank, daß ich 'rauskomme, Bernd, 'raus aus dem ewigen Kotillon. Da, da — er wies auf die Stadt, die sie überblickten — da wimmelt's und krabbelt's, wie viele laufen da herum, mit angefengten Flügeln. Wie die Mücken ins Licht, brennen sie los. Es muß ja nicht immer eine Frau sein, die einem den Knackß gibt. In so 'ner Stadt gibt's ja genug, was einem übel mitspielen kann.“

„Junge, das sitzt tief bei dir!“

Die leidenschaftliche Erregung des Bruders hatte Bernhard heftig erschreckt. Friß fuhr mit der Hand über die Stirn:

„Nein, nur ein bißchen viel geworden ist es, Bernd: Gms, das Kommando, der Abschied vom Regiment und nun hier von euch. — Daß gut sein, Alter, später büßt' ich mir den Staub 'mal vom Rock. Komm' jetzt hinüber.“

Bernhard drückte ihm stumm die Hand, aber er ließ ihn allein zum Vater gehen und blieb zurück, um

seiner Erregung Herr zu werden. Da huschte Hertha herein.

„Nun, Bernd?“

Ihre schvesterliche Angst rührte ihn:

„Nichts, Herrchen, gar nichts. Ein Leutenantsherz verträgt schon so einen kleinen Puff, bei einem Stabs-offizier wär' so eine Affaire schon gefährlicher.“

Sie verstand, daß er nicht mehr sagen wollte und ließ ab, zu fragen.

„Und nun, sag' mal, Hertha, da wir doch gerade beim großen Reinemachen sind, das mit dem Aufgeben des Studiums, das überlegst du dir noch einmal, nicht wahr?“

Sie schwieg.

„Oder fehlt es dir sonst wo, hast du andere Hoffnungen, andere Wünsche, bist du nicht mehr ganz unbefangen?“ Er bemühte sich gleichgültig zu erscheinen, aber seine Augen hingen an ihren Lippen. Eine feine Röthe stieg in ihre Wangen und verschwand wieder.

„Nein!“

Ihre Stimme schwankte, aber Bernhard hörte nur den Sinn dieses kurzen Wortes und erwiderte: „Dann ist alles gut.“

Alles gut! Das Echo in ihrer Brust klang rauh. „Nein,“ hätte sie schreien mögen. „Wenn ich keine Wünsche und keine Hoffnungen hab', so ist nicht alles gut. Dann ist überhaupt nichts mehr vorhanden, weder im Guten noch im Bösen, dann bin ich überflüssig.“

Da ertönte im Nebenzimmer Papas Stimme und stieß alle ihre bitteren Gedanken über den Haufen. Sie war nicht überflüssig, so lange sie zu sorgen hatte, und den Bruder mit sich reißend, eilte sie auf die Thüre zu:

„Komm', Bernd, komm', wir wollen zusammenbleiben, so lange es geht!“

(Fortsetzung folgt).

— — — — — Passion. — — — — —

Scharfreitag war's. — Die ganze Christenheit
Ob des Erlösers Tod trug tiefes Leid.
Die Straße still in Grabesruhe lag;
Es tönt kein Peitschenknall, kein Hammerschlag.
Nur zu dem Dom, des Inn're schwarz verhängt,
Um Christi Grab die Menge fromm sich drängt;
Wo flackernd nur bescheint der Kerzen Glut
Die Bahre, drauf der heil'ge Leichnam ruht.

Als ich so sinnend vor dem Dome stand,
Da kamst auch Du; ich kannte Dein Gewand.
War das Dein stolzes Haupt? Du gingst gebückt;
Ich sah das Kreuz, das Dir die Schultern drückt,
Ich sah den Kranz, der einst geschmückt Dein Haar,
Wie er zur Dornenkrone geworden war.
Und es verriet des Mundes herber Zug
Die Wunden, die des Schicksals Geißel schlug.

Mir war's, als müßte straucheln jetzt Dein Fuß.
Du gingst vorbei, nicht achtend meinen Gruß.
So schaut' ich nach Dir, bis Dein schwarz' Gewand
Im dunkeln Chor der Kirche mir entschwand.
Noch lange lehnt' ich an der Kirchenthür
Und betete, — und betete mit Dir:
„Der Du am Kreuze selbst geblutet hast,
„Herr, hilf mir tragen diese Kreuzeslast!“

Baden, 1898.

Frau Fanny Lehner †.